

Geiselnahme auf der Le Ponant

Der Bericht des Kapitäns über die Piraterie im Golf von Aden



Kapitel 1

Sprung in die Freiheit

»Können Sie von da aus, wo Sie stehen, runterspringen?«

Das Funkgerät an meinem Gürtel knistert, spuckt einige Worte aus. Ich kenne diese Stimme. Sie wiederholt:

»Können Sie herunterspringen, Kapitän?«

Im Schutz der Back überlege ich keine Sekunde. So, als hätte ich diesen eiligen Ausgang vorausgesehen, diesen erträumten, rettenden Sprung. Vier oder fünf Meter tiefer lässt mich der dunkelblaue Indische Ozean, der unter der schweren Sonne Somalias liegt, die Augen kurz zusammenkneifen.

Ich antworte: »Ja!«

»Dann springen Sie!«

Rasch ziehe ich meine Bootsschuhe aus, die weißen, diejenigen, die sie nicht behalten haben. Ohne mir Fragen zu stellen, steige ich auf den Rand des Schanzkleids. In der Ferne lässt das Boot der letzten drei Piraten, die sich der Küste nähern, noch ein erschöpftes Motorgeräusch vernehmen. Höchste Zeit für mich, von Bord zu gehen. Ich lasse das verstummte Funkgerät auf das Teakholzdeck fallen. Und springe hinab. Das 27° warme Wasser umschließt mich. Es reinigt mich. Es beruhigt mich. Die feinen Bläschen, die

an meinem bekleideten Körper aufsteigen, säubern mich. Fast möchte ich noch eine Weile in diesem Meer bleiben, auf der Suche nach Erleichterung, die aber seltsamerweise auf sich warten lässt.

Einige gut dosierte Beinbewegungen bringen mich an die Oberfläche, wo ich wieder atmen kann. Ich klammere mich an die raue Ankerkette, kämpfe gegen den zu starken Wellengang und versuche mich zu verbergen. Vielleicht sind sie noch in der Nähe. Vielleicht drehen sie wieder um. Vielleicht bereuen sie, mich nicht mitgenommen zu haben. Mit beiden Fäusten umklammere ich die verrostete Ankerkette des Seglers. Ich zähle die Minuten nicht mehr. Ich will nur noch davonkommen.

Dann bemerke ich, wie ein schwarzes Zodiac-Schlauchboot auf mich zugerast kommt – auf einen kleinen weiß-braunen Fleck mitten im Wasser. An Bord sind drei Männer der Fregatte Jean Bart, die mich holen sollen. Da ich schon hundert Mal nach dem Tauchen, mit Maske und Sauerstoffflasche beladen, ein solches Einsteigemanöver vollzogen habe, stürze ich mich ohne zu zögern auf die Wurst, ... die letztendlich doch definitiv zu hoch für mich hängt. Vier Arme

ziehen mich mit aller Kraft nach oben. Geschafft. Ich atme keuchend, in der Nase einen seltsamen Geruch aus Kautschuk und nassem Stein.

»Legen Sie sich hin, legen Sie sich hin!«

Mit meinen weißen Shorts und meinem Hemd liege ich plötzlich bäuchlings im Boot, spüre, wie mein Bauch lauwarms Wasser berührt, mein Gesicht wird gegen zwei fettige und triefende Benzinkanister gepresst. Das Schlauchboot startet mit voller Geschwindigkeit. Erst dann sage ich, wiederhole ich: »Es ist so weit, es ist vorbei ... Es ist vorbei. Ich bin frei ...«

Ich kann mich nicht erinnern, jemals so stark geweint zu haben. Oder es waren andere Tränen, ein anderes Schluchzen. An diesem Freitag, dem 11. April 2008, um genau 13 Uhr 05, vor Garacad, weinte und röchelte ich abwechselnd. Das Weinen eines Mannes, der endlich glauben kann, dass es geschafft ist.

»Lassen Sie sich gehen. Lassen Sie alles raus, das ist ganz normal«, ermutigt mich ein Angehöriger des GIGN1 in einer engen pechschwarzen Uniform.

Hinter der nagelneuen Ausrüstung, dem Overall und der kräftigen Figur glaube ich die Stimme von Alain zu erkennen. Ein quadratisches Gesicht, passend zur Statur – das Gesicht des Mannes, der fehlerlos die Lösegeldübergabe und die Befreiung der Besatzung verhandelte. Er manövriert das Boot und lässt mich dabei Dampf ablassen – er war derjenige, der sich einige Stunden früher per Funk als »Alain von CMA-CGM«, meinem Arbeitgeber, vorgestellt hatte.

Wir fahren sofort zur Ponant zurück. Es ist Zeit, dass Alain und seine schwarz gekleideten Männer alles untersuchen, um jede Gefahr auszuschließen. Während dieser Minuten sitze ich in spannungsvoller

Erwartung auf der Marina. Die Knie angewinkelt, die Hände über dem Kopf spüre ich, wie das Blut in meinen Schläfen pocht. Ich werfe einen schrägen Blick auf die zwei blauen Kanister, die die Piraten zusammen mit ihrer kleinen Leiter auf dem Deck zurückgelassen haben. Über meinem Kopf spielt sich ein ohrenbetäubendes Hubschrauberballett ab. Fünf Helikopter sichern das Areal, dazu bereit, sich auf jedes verdächtige Boot zu stürzen. Der Lärm der Rotoren, der sich mit den Rufen des soeben eingetroffenen Marine-Kommandos in Hightechrüstung mischt, hat etwas Aufregendes. Ich staune, ohne mit dem Weinen aufzuhören; ich spüre das Salz auf meiner ausgetrockneten Haut nicht mehr und halte meinen Kopf weiter in den Händen. Ein Arzt nähert sich mir wohlwollend. Es ist unnötig, ihm von der Spannung der letzten Tage zu berichten ... Er weiß das alles, und auch er ermutigt mich dazu, diese Schwere loszuwerden.

»Kapitän, wir brauchen alle Kabinenschlüssel«, wirft mir ein Elitegendarm zu.

»Der Schlüsselbund ist auf der Kommandobrücke und liegt in einer Plastiktasche auf dem Kartentisch.«

Die Truppen haben sich innerhalb des Schiffs und auf allen Decks verteilt, sie prüfen, ob die Geiselnahme keine Waffen, keinen Sprengstoff hinterlassen haben. Das Schiff wird systematisch durchkämmt und gründlich durchsucht. »Gesäubert«, wie sie es nennen. Ich bin erst seit zehn Minuten frei und habe nur noch einen einzigen Gedanken: Vanessa anrufen.

Barfuß gehe ich zur Kommandobrücke, auf meinem Weg einige durchgekaute Khatblätter und klebrige Spaghettireste zertretend. Ich greife das Satellitentelefon, wähle unsere Telefonnummer, Vanessa nimmt ab.

»Liebling, ich bin's!«

»Oh mein Gott ...! Oh mein Gott ...!«
Ich stelle mir vor, wie sie in der Küche steht, Tausende Kilometer von mir entfernt, unsere drei Töchter um sich herum. Brünett, schön, in angespannter Erwartung, möglichst beschäftigt in dem Haus in Saint-Médard in der Charente, das sie dem anderen Haus in La Flotte-en-Ré vorzieht.

»Es ist vorbei, Liebling. Wir sind frei. Der Besatzung geht es gut ... Es ist vorbei.«

Viele Tränen, wiederholte »Ich liebe dich.«

»Warum weinst Du, Mama?«, fragt Alizéa, die Älteste.

»Weil ich mich freue, Papa zu hören.«
Die Verbindung ist schlecht, aber es tut mir ungeheuer gut zu hören, wie die Kleinen mir ihren letzten Skate-Urlaub erzählen. Der Kontrast ist enorm zwischen dieser Unschuld und der Prüfung, die ich gerade durchgemacht habe. Sie suchen in ihrer Kindersprache nach Worten und ich bin ganz gerührt. Noch mehr als sie in meinen Armen zu halten, möchte ich ihnen einfach sagen, dass das Leben weitergeht. Im Unterschied zu ihrer Mutter wissen sie nicht, dass ich nur knapp dem Tod entronnen bin ...